



Politische Tagesübersicht

Berlin, 12. Februar.

Die kirchenpolitische Lage.

* Die gleichlautenden Mittheilungen ultramontaner Provinzblätter über den Inhalt des päpstlichen Briefes an den Kaiser (die „Germania“ ist auffallend Weise nicht in den Besitz des vatikanischen Nachrichten geist worden) werden ihrer eigentlichen Werth für die praktische Förderung der kirchenpolitischen Verhandlungen erst von den Entschärfungen erhalten, welche die preussische Regierung auf diese Anerkennungen hin fast.

So, wie das Entgegenkommen der Kurie bis jetzt formuliert ist, bedeutet es in Wirklichkeit lange nicht so viel, als es äußerlich repräsentirt: der Papst will dem Staate ein Einspruchsrecht (Erfüllung der Angelegenheit) zugesprochen, aber er verlangt als Gegenlage eine organische Revision der Maßregeln, welche im Zusammenhang eine Revision der organischen Maßregeln, während Breußen bisher nur eine Revision der eigentlichen Kampfgesetze bewilligen wollte. Das sieht, wie gesagt, beim ersten flüchtigen Einblick sehr verheißungsvoll aus, aber es ist nur der alte Rahmen, in welchen die Forderungen hängen und drücken von jeder eingepaßt waren, und wenn die Ausgleichsbedingungen vorwärts kommen sollen, so muß mehr und Besseres geschehen.

Der Brief des Papstes bewegt sich in Wahrheit in der Linie, die an dieser Stelle nach Mittheilungen von guter Hand kürzlich angedeutet werden konnte, indem nämlich von der Kurie gefragt wird, welche Gesetze die preussische Regierung als zur Revision reif erachte, und welche Aenderungen sie im Einzelnen an denselben vorzunehmen beabsichtige. Daß als Entgelt die Erfüllung der Angelegenheit in einem näher zu bestimmenden Umfang angeboten werden würde, war natürlich, wenn überhaupt die Fortsetzung der Unterhandlungen einen Sinn haben sollte. Nimmt man nun selbst an, daß der Papst das maßgebliche Einspruchsrecht unentgeltlich acceptiren werde, und daß die Regierung KonzeSSIONen von gleichem Werth leisten würde, so fragt es sich doch noch immer, ob die letztere so weit würde gehen können oder zu gehen geneigt sein, um den kirchlichen Gerichts hof zu opern, diesen Schlüssel der Maßregeln und zugleich die Verfeinerung der staatlichen Autorität über die KonzeSSIONen, soweit diese aus der Sphäre des Dogmas und des Gewissens herantreten und in das praktische Leben eingreifen.

Im Wallstein, im Centrum und überall sonst, wo der Nonnismus zum Wort gelangte, hat man stets erklärt, es sei ein Frieden nicht zu denken, so lange der kirchliche Gerichtshof bestesse, und wie die Dinge liegen, ist an dem Ernst dieser Erklärung nicht zu zweifeln. Was also geschehen soll, bleibt noch immer in Dunkel gehüllt, zumal jene oben angelegene Möglichkeit einer vollen Erfüllung der Angelegenheit durch die Kurie unvorstellbar für uns Menschen ist. Das einzige greifbare Merkmal der Verhandlungen und das einzige, was ihnen nicht alle Aussicht raubt, ist, daß sie überhaupt noch fortgeführt werden und somit für irgend eine unerwartete günstige Wendung Raum lassen.

Zugleich darf aber nicht außer Acht gelassen werden, wie auch hier die Kurie in folgerechter Konsequenz verfährt, während die Regierung ihre Taktik grundsätzlich geändert hat. Die erstere hat stets darauf gehalten, daß die Verhandlungen direkt gehen müssen, und daß die staatspolitischen Fragen nicht durch einseitige Ansbühung des staatlichen Gesetzgebungsrechts, sei es selbst im Einvernehmen des Fürsten Bismarck mit dem Centrum, geregelt werden dürfen; die letztere hat zwar früher (in den Wiener Besprechungen) gleichfalls versichert, sich unmittelbar und über die Köpfe der Ultramontanen hinweg mit Papst Leo zu rangiren, nachmals aber ist sie von diesem Wege abgegangen, hat zur Politik der distinktionellen Vorkämpfer gegriffen, mußte auch dort einen Irrthum bekennen und sieht sich nun wieder genöthigt, mit dem Wallstein wie mit einer auswärtigen, auf dem Fuße der Gleichberechtigung stehenden Macht sich zu benehmen. Man wird aufsehen sein dürfen, wenn unter diesen sprunghaften Wandlungen, die sich in dem kurzen Zeitraum vom Sommer 1879 bis jetzt vollzogen haben, nicht die Energie und Zielbewußtheit leidet, ohne welche der Friede mit Rom ein solcher werden müßte, aber der nur der Ultramontanismus Triumphegelänge angestimmt hätte.

Herr v. Goffler und die Volksmeinung.

* Die Krefelder Schlußfrage ist bis auf Weiteres als abgehängt anzusehen. Auf die Beschwerde der städtischen Körperchaft wegen der Düsselthor Regierungsbekanntmachung, welche die Umwandlung der bestehenden Simultananstalten in funktionelle anordnete, hat nun der Kultusminister in einem langen Erlass erwidert, daß es bei der Verfügung der Regierung zu Düsselthor kein Bedenken behalten müßte. Die Gründe, welche der Herr Minister für diese seine Entscheidung anführt, scheinen uns nicht sehr stichhaltig und werden die Krefelder Bürgerchaft, soweit sie die Simultananstalten bevorzugt, schwerlich irgendwie beirücken oder gar überzeugen.

Herr v. Goffler beruft sich unter Anderem darauf, daß die Gegnerschaft gegen die Simultananstalten in der Bürgerchaft stetig gewachsen sei, so daß die Regierung zu Düsselthor ihr Eingreifen nicht länger habe hinauschieben dürfen. Wir sind ganz gewiß damit einverstanden, daß die Wünsche der Bürger in allen Fällen mögliche Berücksichtigung finden, aber selbst berührt es uns noch, daß heilighelische der Abgeordneten der Provinz Sachsen eine Petition mit mehr als 40,000 Unterschriften für unerschließbar erklärt, weil man wisse, wie viele Ueberschriften zusammengebracht würden, während Herr v. Goffler die Menge Erregung der Gemüther, die er in Krefeld wahrgenommen haben will, schon für ausreichend hält, um das ganze Schicksal der Stadt, welches in bester Entwicklung war, im Gefährd der Ultramontanen ungewissen.

Was wird er da nun jetzt thun, um eine Petition mit 3275 Unterschriften selbständiger Familienhäupter sich gegen die von ihm gebilligte Umwandlung erklärt? Die Antwort ist freilich leicht. Er wird gar nichts dazu thun und die Umwandlung sich ruhig vollziehen lassen. Man wird aber dabei in Krefeld wie anderswo nicht vergessen, daß er die Geschichte der Ultramontanen befragt und der Ausgestaltung unserer Staatsformen in freisinnigster Sinne eine schwere Schädigung auferlegt hat.

Kein Wort verliert der Minister über die Thatsache, daß die Krefelder Simultananstalten und Uebersetzung des Kultusministers Fall eingerichtet worden sind, kein Wort über die bedeutende Verletzung des Prinzips der Neutralität in der Verwaltung, welche er mit seiner Entscheidung begeht, kein Wort endlich über den veränderten Stand-

punkt, den er im Vergleich zu seinem Kollegen v. Bülowe einnimmt, der als Kultusminister in der Verhandlung über die Abänderung Simultananstalten den Grundfuß aufstellte, daß dort, wo von den Kommunen Simultananstalten mit ministerieller Genehmigung bereits eingerichtet sind, dieselben nicht aufgehoben werden sollen. Die jetzige Verwaltungspraxis ist eine unheilvolle für unser Volksschulwesen sowie für unsere kommunalen Verbände. Wenn jetzt die Gemeinden in Rücksicht auf das Goffler'sche Regiment funktionelle Volksschulen einrichten, so kann morgen um ein Nachfolger stehen, der mit denselben Rechte die plötzliche Simultanisierung dieser Schulen anordnet. Die Last und die Kosten solcher Wechsel, die auch die Ziele der Schule schädigen, da sie die freie Entwidlung stören, haben die Kommunen zu tragen.

* Der Kultusminister v. Goffler hat an die Verträge der Unterstituten und technischen Hochschulen einen Erlass gerichtet, in welchem er für eine Regelung des Turnunterrichts an den Universitäten eintritt. Er verweist zunächst auf einen Erlassenerlass seines Amtsvorgängers vom 10. September 1866, in welchem es heißt:

Einmal muß dafür gesorgt werden, daß den von den Schulen abgehenden jungen Männern auf der Universität eine geordnete Fortbildung der angelegenen gymnasialen Ausbildung möglichst gemacht werden; sodann ist darauf zu sehen, daß namentlich die künftigen Gelehrten und Schulmänner schon auf der Universität Gelegenheit erhalten, sich mit einem ordnungsmäßigen Betrieb der Gymnastik bekannt zu machen, damit sie in ihrem späteren Amt beaufschlagt und ausübend hieron Gebrauch machen können.

Des Besseren erinnert der Minister an den beim vierten allgemeinen deutschen Turnfest zu Bonn im Jahre 1872 geschlossenen Kartellverband akademischer Turnvereine und hebt das im vorigen Jahre, nach dem sechsjährigen Bestehen desselben, in Zusammenhang abgehaltene Turnfest, auf welchem zwölf akademische Turnvereine mit mehr als 250 Mitgliedern vertreten waren, als ein beachtenswerthes Zeichen turnerischen Lebens an den Universitäten hervor. Dann heißt es weiter:

Ich beabsichtige daher, sowohl für diejenigen Studirenden, welche die Regelung haben, ihre gymnasialen Kenntnisse von der Schule her fortzusetzen, ausreichende Gelegenheit hierzu zu schaffen, als auch für diejenigen, welche sich die Befähigung zum Turnlehrer an höheren Lehranstalten erwerben wollen, die sonst noch erforderlichen Einrichtungen zu treffen. Für den Unterricht in einem Verlesungs- und Fortbildungsinstitut sind bei den Universitäten besondentlich Vorrichtungen vorhanden. Der Turnunterricht fällt zur Zeit noch außerhalb des Rahmens der Universitätsinstitutionen. Was vorhanden, geht November und ist meist aus der Initiative der Studirenden hervorgegangen. Es scheint mir aber angemessen und erforderlich, daß an Universitätswegen dafür gesorgt werde. Dazu gehören geeignete Räume und Plätze und deren turnerische Ausstaltung, sowie wohlqualifizierte Lehrkräfte. Ich werde es mir angelegen sein lassen, Mittel für diese Zwecke flüssig zu machen und bereit zu stellen, soweit sie in den Spezialetat nicht vorhanden sind. Es wird möglich, werden die Studirenden von Aufwendungen für die Sache frei zu lassen. Einmalig fordert der Minister bis Mitte April Anstalt über folgende Punkte:

- 1) Was für Turnräume - Halle und Plätze - sind vorhanden? 2) Wie sind dieselben beschaffen? 3) Wie sind die Turnräume zu beschaffen? 4) Wie viel beträgt im letzten Jahre der Miethspreis und wer bezahlt ihn? 5) Ist ein qualifizierter Turnlehrer vorhanden, und wenn nicht, woher und mit welchem Betrage wird er honorirt? 6) Besteht ein akademischer Turnverein und event. wie groß ist seine Mitgliederzahl? 7) Wird auch von solchen Studirenden, welche dem akademischen Turnere nicht angehören, regelmäßig geturnt? (event. von wie viel Studirenden?) 8) Falls die Turnräume (zu 1) über die Gymnasialanlagen (zu 2) oder die Schulplätze (zu 3) nicht oder nicht ausreichend vorhanden sind, wie ist den Mängeln abzuhelfen, und welche Mittel sind hierfür erforderlich?

Kleine Chronik.

* Ein Wallstein der „Berliner Presse“. Am Sonnabend muß es zur späteren Abendzeit in jenen Wein, Bier- oder Kaffeehäusern, in welchen sonst Menschen von der Gabe zu verleben pflegen, sehr lustig und ungelungen herzugehen sein. Die Leute an den verschiedenen Stammtischen, die zu anderer Zeit sich schon umsehen, ob sie ihren Bekannten eine Geschichte erzählen, die mit großer Vorliebe diesen Wort erst einer inneren Genur unterwerfen, bevor sie es aussprechen, kommen an jenem Tage ungehindert ihrer Junge die Fügel schiefen lassen, denn es war weit und breit kein Journalist zu sehen, von welchem man, wie das wort heißt, nicht vorzukommen mag. Instruktionen zu befrachten geht hätte. An jenem Abend gab es nirgends ein besonders scharf geprüft Ohr, welches gemerkmäßig auf die Erzählung von Reuefichten dreht ist, denn die Besizer betragiger Gekochterwaren waren sammt und sonder im Wintergarten des Centralhotels erschienen, um in Gesellschaft von etwa fünfzehnhundert mehr oder minder illustren Gassen einerseits durch den Hof zu vieler ersichtlicher schöner Frauengesalten sich selbst, und andererseits durch das erlegte Entree den Ueberschwemmen am Rhein eine Wohlthat zu erwirken. Das heißt war, es war gleich von vornherein zu sagen, in jeder Beziehung ein wohlgelegenes und großartiges, namentlich die Ertrüberrathungen, auf die man gekannt war, und die der Goffler erwarren darf, getommen ist, um an der Tafel der Gekochten zu schmelzen, im dichten Nebel herein gelobten waren. Dafür hatte man freilich in Bezug auf lauzere Arrangements selbst die weitgehenden Ansprüche übertrieben. Der Saal machte mit seiner angenehmen gemilderten elektrischen Beleuchtung, mit seiner geschmackvollen, aus künstlichen und natürlichen Blumen hergestellten Dekoration und seinen herrlichen Ballmangruppen einen feinsten Eindruck. Gleich rechtig vom Eingange war eine veritable Bräuerpforte vorfind. Vor demselben wogder ein Erimeranzblatt gedruckt wurde, dessen erste Seite - man mandelt nicht, paron! ungeschöpft unter Palmen - ein formvollendetes Begrüßungs-Sonett enthielt.

Es mochte etwa neun Uhr gewesen sein, als vom Orchester die erste Tanzweise angeklungen wurde, und als die Töne durch den Saal brausen, sah ich, daß Graf Wilhelm Bismarck sein Gesicht in erlaute Balken legte. Obenannt mannißfader Art mochten sein Gesicht durch-

streuen. Sicherlich dachte er an die pfälzmarinische Kapelle, die demfalls vornehmlich worden ist. Ob es seinem Genuß gelingen wird, daß die künftigen Ballisten die Prospektie sich von diesem Musikfests Eins aufspielen lassen? Es muß für ihn ein bescheidener Jubler in der Vorlesung liegen, daß die Journalisten eini ohne Weigern nach der Seite der Regierung tanzen konnten. . . .

In einem mit ganz besonderer dekorativen Beschickung versehenen Saal waren alle die schönen Gaben ausgelegt, die bei der gleichfalls zum Besten der Rhein-Ueberschwemmen veranstalteten Lotterie als Gewinngewinne dienen werden. Hauptstücke waren es die Zeichnungen und Bilder, unter denen sich Werte unserer ersten Meister befinden, die ein feines Genie hervorbringen. Der Wunsch, das Autographen-Album zu gewinnen, kam in ungleich bescheidenerem Maße zum Ausdruck. Ich beabsichtige das Gespräch eines Ehepaars. Die augenscheinlich höchst praktisch veranlagte, aber positiv nicht auf der Höhe der Situation lebende Gattin sagte: „Wenn ich das Album gewinne, möchte ich gar nicht, was ich damit anfangen sollte.“ Es liegt bei uns Alles schon so voll! Wenn ich möchte was an die Wand zu hängen geben, und wenn's meinstenfalls nur ein Bild von Grafen Bismarck wäre!“

In einem anderen Saal wurden Bouqs und Blumen verkauft. Die halbdünen Sterne von der Berliner Kunst-Militärkassen funktionierten als Verkaufsläden: die Mariet, die Meyer, die Pollak, die Wied, die Baran, die Erdöpf, die Kallisch, die West! Wüthlich der Mann, dem die Wörter es befehlend kamen, daß solche Dinge kein Vorkäuf! Es gibt Leute, welche das einfache Maßnehmen von solchen Werth der höchsten Folge, die auf einem andersgerichteten Wächter, vorgehen. Ich fenne sogar einige, die vor einer Beischickungsbefürchtung den Hut abziehen würden.

Einmal im Laufe des Abends rollte ein antiker, zweirädriger Wagen in den Saal, von dem aus eine junge Dame theils Blumen, theils Knallbonbons mit vollen Händen austreute. Die lebenswichtige Spendenin hatte, um den Wagen stehen zu lassen, zwei Männer angebanden. Eine etwaige Anspielung auf die Privatverhältnisse der Journalisten war damit wohl nicht bezweckt.

Der Alles da war? Das sage ich grundsätzlich nicht. Warum sind diejenigen, die sich dafür interessieren, nicht hingekommen, um sich per-

sönlich zu informieren? Strafe muß sein. Die Gabe, Damentouletten zu beschreiben, ist mir leider ebenfalls verfallen. Meine Feder ist schon zu schwach, um zu schildern, wie die Damen um, geschweige denn wie sie sich selbst anziehen.

Zurück die Skrupeln der höchsten Schriftförmelwelt, zu denen sich von außerhalb Emil Ritterhaus, Albert Trager, Viktor Wüthgen u. A. gesellt hatten, den Ozeanband allgemeiner Kunstmarkteln bilden, und nicht hier nicht ein verifiziert zu werden. Jeder dränge sich dazu, sich ihnen vorstellen zu lassen. Kurz, der Ball des Vereins „Berliner Presse“ war ein Ereignis. Möge es sich mit gleichem Erfolg recht oft wiederholen! Siegmund Haber.

f. c. Die Jucheln von Sarah Bernhardt wurden von einigen Tausen im Hotel Prater verlegt. Bei dieser Gelegenheit hält Albert Wolff der Künstlerin, mit welcher er befreundet ist, im „Figaro“ zum Abschied ein Straßpredigt, durch die er sie davon beirathen möchte, daß sie den „Champs-Élysées“ der Karnevals die Probefrage der „Eben Tage für sie kommt.“ Er tabelt mit jartlicher Begegnung ihre verwerfliche, abentheuerliche Lebensweise, ihre in Fieberhaft ausgehende Künstlergenie, die ihre Zeit und Kräfte aufzuhebt und ihr Talent untergrabe, die Welt, mit der sie die verwerflichsten Dinge auf einmal unternehme, am Laubdeille als „Sedera“ aufzutrete, das „Théâtre des Nations“ (das sie unter dem Namen ihres Gatten erwarb) zu einer positiv-hierarchischen Bühne umgewandelt wolle und im Hinblick für ihren 17-jährigen Sohn Vorbeeren zu erringen lübe. . . . Es war eine reizende Phantasie, einen 17-jährigen Jüngling in ein Direktionsamt zu setzen und so Maurice das Recht zu geben, Herrn Emile Perrin „mein lieber Kollege“ zu nennen. Wenn Sie dadurch dem Administrator der Comédie française einen Streich spielen wollten, so ermannt er nicht der Originalität; aber das Leben ist nicht ein Phantastengebilde, sondern wird von der rauhen Wirklichkeit beherrscht. Sollen Sie mit Ihnen tanzen, was Sie bezeichnen, nicht um Ihnen wehe zu thun, noch um Maurice Nummer zu machen, den ich als feinen Jungen gekannt habe: was Sie im Hinblick haben, war einer der unglücklichsten, aber auch der anstandslosesten Akte Ihrer ausgelegten Phantasie, denn er war von der mittelstlichen Schriftförmel eingeschrieben, der sich die Liebe zur Kunst beigeleite. Sie wollten Ihren jugendlichen Sohn den Ruhm verthun, zur Hebung des Theaters beizutragen. . . . Aber glauben Sie denn wirklich, daß es zur Rettung eines Theaters einer Künstlerin, wie Sie, behor, die sich im den Monats- und Jahreschluss nicht kümmert, sich in ein Stück verliert, aber von den praktischen Dingen nicht versteht? Und was ist das für eine Kaufbahn für einen 17-jährigen Jüngling, tagtäglich in